

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 81 (1955)  
**Heft:** 41  
  
**Rubrik:** Philius kommentiert

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 21.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Ich erhalte manche Briefe, die mich ein wenig traurig stimmen, weil sie direkt in die Schreibmaschine geschrieben worden sind und also nicht den schönen Umweg über die Hand genommen haben. Man merkt es ihnen an: sie sind härter, verkrusteter als Briefe von Hand, und vor allem, sie sind mit vielen stehenden Formeln durchsetzt (‹Es ist klar, daß›, ‹Man weiß, daß›). Sie enthalten auffallend viele Daß-Sätze.

Woher kommt das? Schreibt einer von Hand, laufen die Sätze und die Gedanken ziemlich parallel, an der Schreibmaschine aber laufen die Gedanken schneller als die Maschine, und dazu kommt noch eine gewisse Angst, der Umweg über das Technisch-Maschinelle könne den Schwung der Gedanken zum Erlahmen bringen. Und so hält man sich an fertige Formeln. Man schreibt etwa ‹Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß ...› und nun kann man ausruhen, man hat gleichsam einen guten Anlauf genommen, man ist eine Anlaufstrecke weit gesprungen und hofft nun, das Anlauftempo werde uns automatisch weitertragen.

Vor der Schreibmaschine zögern wir zumeist, einen langen Satz zu beginnen, von dem wir vorausahnen, daß er differenzierte Nebensätze und melodiose, dem Augenblick überlassene Wendungen enthalten wird, bei der Handschrift aber haben wir viel eher Vertrauen in das Spontane und Ueberraschende. Bei der Schreibmaschine wollen wir gleich schon nach dem ersten Anfangswort klar den weiteren Bau des Satzes voraussehen und vor Augen haben. Wir wollen, um uns nicht den Tücken des Objektes, eben der Schreibmaschine, auszuliefern, auf Sicher gehen und wählen einen Satz, der uns nicht verleitet, auf Nebengedanken und verfeinerte Formulierungen zu geraten, und ein solcher Satz ist zumeist ... eine fertige Formulierung, etwas, das auf dem Sprachregal bereit liegt, etwas Konventionelles, Fertigformuliertes, Verhärtetes, Abgegriffenes.

Als Redaktor hat man mit der Zeit die Fähigkeit erworben, einem Manuskript sogleich anzusehen, ob der Autor seine Sache zuerst mit Handschrift auf ein Papier gebracht und hernach erst abgeschrieben hat .... oder ob er an der Maschine saß und seine Sache sogleich dem störrischen Instrument der Schreibmaschine übergab.

☆

Es gibt einen Schwebezustand, der uns reich machen kann. Ich meine das so: man hat einen Streitfall zu beurteilen. Zwei

Menschen bekämpfen sich, stehen sich feindlich gegenüber oder sind einfach, vielleicht ohne akute Feindschaft, völlig verschieden, sind extreme Gegensätze. Und nun verlangt man von uns, daß wir uns für den einen oder den andern entscheiden.

Da kann man nun seinen Verstand anfragen, oder sein Gewissen, oder seine Erfahrung, oder seine Maxime, und es ist in der Mehrzahl der Fälle gar nicht schwer, sich für die eine oder die andere Seite zu entscheiden. Die strikte Entscheidung, das energische Urteilverfällen, das forschende Wissen, was gut und schlecht, was schön und häßlich sei ... ach das gelingt uns oft so gut und kommt unserer Selbstgefälligkeit sehr entgegen.

Aber es gäbe folgendes: daß man zuerst den Akt der Identifikation wählt, das heißt, daß wir uns einmal in die Situation der einen Partei und hernach in die Situation der andern Partei hineinfühlen, hineinleben, hineinkriechen. Daß wir uns mit den Standpunkten identifizieren. Daß wir uns ins Zentrum des Wesen der beiden Parteien versetzen, aber wirklich ins Zentrum, und dann von dort aus uns eine Zeitlang mit dem ganzen Menschen jener Partei identifizieren. Wir müßten es zustande bringen, eine Zeitlang so zu denken, so zu fühlen, so zu atmen, so zu gehen, wie der, den wir in diesem Augenblick sein wollen. Ist Gnade dabei, wird es uns möglich, geistig wirklich gleich zu sein wie der andere. Und in diesem Zustande werden wir ihm und seinem Standpunkt gerecht werden.

Es gibt Leute, die es in der Kunst der Identifikation sehr weit gebracht haben, aber kaum haben sie sich in einem Streitfall mit den beiden Parteien identifiziert, reißen sie sich aus diesem schönen Zustande los und fällen hastig das Urteil.

Statt daß man vor dem Urteilverfällen zögerte, statt daß man im magischen Zustande der Identifikation verharrte, ohne die Ungeduld, aus diesem Zustand das Resultat zu ziehen. Man sollte diese Ungeduld zur aktiven Rechtsprechung überwinden. Man sollte ruhig sein und die Kraft haben, sich zwischen den beiden Polen der beiden Parteien oder Standpunkte hin und her gleiten zu lassen, die beiden Parteien durchschauend, liebend gelten lassend. Es kann ein hoher Zustand sein, einzusehen, daß vielleicht beide Parteien zur gleichen Zeit Recht haben, und daß es engherzig wäre, einer die Palme des Vorzugs zu geben.



**Hinder de Stäärne**

Albert Ehrismann

Bischt müed und häscht dis Wäärli träit und sizischt dän es Wyli rüebig ume, so losischt, was mer öppe ringsum säit und sprööchlicht, schwigscht und luegscht i d Sune.

Was du tänkst, tänk de Naachber au. Es seig nüd liecht gsy, und dän seigs doch ggange. Wie mänge träumt bis zletscht von ere Frau! Und ander tüend suscht uf en Himel plange.

Wänt dich dän bsinscht: was ischt dis Läbe gsy? so ischs vil Buez. Du häscht ganz lys im Stile ghofft, äimaal schyni dän scho d Sune dry, wie dur di große Fäischter i der Chile.

Es Blatt am Zwyg, und i der Nacht en Stäärn – so simer au und warted uf de Rääge, ob ächt en Wind chöm, und s ließ mängs sich geörn vom Wind in Himel hinder d Stäärne trääge.

s blybt zletscht kän Stäärn, und s hebt käs Blatt am Baum. Au du und iich müend ali, ali fale. Es bitzli Tubak, Liecht, en schööne Traum – s wär gnueg, und Fride äntli eus und ale!

